
Unterscheidungskunst

Michael Gabel

Wenn von Bildung und Wissen als unverzichtbaren Zukunftsressourcen die Rede ist, denkt die Mehrheit der Bevölkerung an naturwissenschaftliche Forschungen und ingenieurtechnische Meisterleistungen. In der Tat haben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Atomphysik und Relativitätstheorie unser physikalisches Weltbild und im Ausgang des 20. Jahrhunderts die Biologie und Genforschung unser Verständnis vom Leben auf der Erde grundlegend verändert und geprägt. Die so genannten Geisteswissenschaften, die das Selbstverständnis des Menschen von seinem Leben in Natur und Gesellschaft in seinem geschichtlichen Wandel betrachten und auf seine wesentlichen Leitlinien hin reflektieren, scheinen da immer schon einen Schritt zu spät zu kommen. Wenn die Wirklichkeit in ihrer naturwissenschaftlichen Kennzeichnung neu und anders erscheint, dann haben sich in der Tat alle nachfolgenden Bestimmungen des Menschen über sich selbst, sein soziales Miteinander und seine Stellung in der Welt darauf einzustellen. Mitunter wird dieses Zuordnungsverhältnis in einer solchen Weise ausgesprochen, dass die Geisteswissenschaften als bloßer Appendix der Naturwissenschaften erscheinen könnten.

Wenn naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse regelmäßig zu neuen Artikulationen menschlichen Selbstverständnisses zwingen, dann ist dafür nicht nur der Erkenntniszuwachs entscheidend, wie er in den inneren naturwissenschaftlichen Fachkreisen gewonnen, geprüft und systematisiert wird. Vor allem am jüngsten Beispiel

der Lebenswissenschaften zeigt sich als ein entscheidender Faktor für ihren Erfolg die Fähigkeit, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse in den Verständnis- und Erwartungshorizont einer breiten Bevölkerungsschicht hinein übersetzen zu können. Im engen Schulterschluss mit den Medien ist es gelungen, neue Forschungsprojekte unmittelbar als unverzichtbare Faktoren einer Steigerung der Lebenserwartung und Lebensqualität erscheinen zu lassen, selbst dann, wenn die Risiken solcher Forschung noch nicht ausreichend abgeschätzt werden können. Nur so lässt sich der Umstand erklären, dass Hinweise auf die Gefahrenpotenziale, die neben allen wünschenswerten Erfolgsaussichten in solchen Forschungen eingeschlossen sind, von vielen nicht als Beitrag zu einem verantworteten Umgang mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt begrüßt, sondern als Verhinderung solchen Fortschritts denunziert werden.

Vermittlung in das öffentliche Bewusstsein

Mit dieser Situation müssen die Geisteswissenschaften umgehen. Zwei Forderungen ergeben sich aus ihr. Zum einen haben sie sich mit der Positionszuschreibung als nachrangige Wissenschaften im Verhältnis zu den Naturwissenschaften auseinanderzusetzen und zum anderen sich der Herausforderung zu stellen, die Bedeutung geisteswissenschaftlicher Fragestellungen und Antworten ebenfalls in die Verständnis- und Erwartungshorizonte der Bevölkerung hinein zu vermitteln. Die zweite Aufgabe sollte sich eigentlich wie von selbst erfüllen lassen. Denn die Geisteswissenschaften beschäftigen sich ja unmittelbar mit dem Leben des Menschen in seiner konkreten geschichtlich, sozial und kulturell geprägten Welt. Wenn ihre Forschung jedoch nicht selten als abgehoben vom Alltag und lebensfern

empfunden wird, scheint das nicht der Fall zu sein. Die Gründe für dieses Defizit mögen vielfältig sein. Sicher gehören zu ihnen die für Nichtfachleute nur schwer überblickbare Ausdifferenzierung der einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen und Arbeitsmethoden, mehr noch aber die Spezialisierung bei der Auswahl und Durchführung der einzelnen Forschungsvorhaben und -gegenstände. Die für Nichtfachleute gerade deshalb unübersichtlich und unbestimmt erscheinende Vielfalt erweckt dann den Eindruck, die Geisteswissenschaften könnten nicht in ausreichendem Maß an der Erhellung der Lebensfragen der Menschen teilnehmen und ihnen bei ihren Problemen angemessene Alternativen zur Verfügung stellen. Offensichtlich erklärt sich der Zusammenhang zwischen den Themen und Fragestellungen einzelwissenschaftlicher Forschung und der Lebenswirklichkeit der Menschen nicht von selbst, er muss eigens vermittelt werden.

Wie der Vermittlungserfolg naturwissenschaftlicher Forschung in das öffentliche Bewusstsein hinein zeigt, kommt es dabei auf die Fähigkeit an, die geisteswissenschaftlichen Fragestellungen über alle fachliche und inhaltliche Ausdifferenzierung und Spezifizierung hinweg in eine gemeinsame Perspektive einzutragen, die sich für die Menschen einsichtig mit den Erfordernissen ihres Lebens verbindet. Gewiss ist diese Übersetzungsaufgabe geisteswissenschaftlicher Arbeit von jeder einzelnen Fachdisziplin zu erwarten. Nur sie kann den spezifischen Zusammenhang zwischen ihren Themen und Methoden und den Bedürfnissen und Erwartungen der Menschen kompetent erläutern. Darüber hinaus sollte aber auch für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen insgesamt nach einem sie verbindenden Zusammenhang gesucht werden, dessen Bedeutung für den Einzelnen und die Gesellschaft zugleich unmittelbar einleuchtet. Wenn sich des Weiteren bei näherer Betrachtung dieser Zusammenhang als einer erweist,

der seinerseits Geistes- und Naturwissenschaften zueinander ins Verhältnis setzt, dann ist die Suche nach ihm zugleich ein Beitrag zur ersten Aufgabe, nämlich der Erhellung des Verhältnisses von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften überhaupt.

Unterscheiden als formale und universale Tätigkeit

Gemäß dieser Problembestimmung ist ein Begriff zu finden, in dem sich zugleich die geisteswissenschaftlichen Disziplinen mit ihren Methoden und Arbeitsfeldern wie auch das schlichte Handeln der Menschen in ihrem Alltag wieder finden. Der Begriff sollte umfassend sein, um der Vielfalt des methodisch gesicherten und reflektierten wissenschaftlichen Arbeitens der einzelnen Fachwissenschaften Rechnung zu tragen. Er sollte darüber hinaus einfach genug sein, um in die Gesellschaft hinein kommuniziert zu werden und die Überzeugungskraft der Geisteswissenschaften vermitteln zu können. In diesem Sinn lassen sich die Geisteswissenschaften bestimmen als *Unterscheidungskunst*. Der Begriff der *Kunst* wird hierbei nicht in seiner modernen ästhetischen Bedeutung des Künstlerischen genommen. Eher schwingt in ihm das platonische Verständnis der Fertigkeit, des verständigen Umgangs mit Sachen und Angelegenheiten, mit. Handeln, das seine Sache richtig macht und von bleibendem Erfolg begleitet wird, ist kein Zufallsprodukt, sondern gekonnt und verfügt über bewährte Methoden. Was in solchem verständigen Umgang gewonnen wird, ist der Beliebigkeit entrissen und hat bleibenden Wert. Kunst in diesem Sinn ist gleichbedeutend mit dem aristotelischen Begriff der Wissenschaft, so dass die Bestimmung der Geisteswissenschaften als Unterscheidungskunst ihren wissenschaftlichen Charakter bestimmt. Die Unterscheidung, oder besser das Unterscheiden, ist da-

bei der Sachaspekt, um den es in den Geisteswissenschaften insgesamt geht. Der Sachaspekt der *Unterscheidung* betrifft aber bereits jeden einzelnen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, sofern er überhaupt erst einmal aus einem unbestimmten Ganzen heraus gewonnen werden muss. Der Begriff der Unterscheidung ist für die Sache der Geisteswissenschaften notwendig, denn die Definition eines wissenschaftlichen Gegenstandes verlangt die Unterscheidung der Besonderheit eines Sachverhaltes von dem allgemeinen Zusammenhang, von dem her die Sache in ihrer Besonderheit verstanden werden soll. In diesem umfassenden Sinn ist der Begriff der Unterscheidung für jede Wissenschaft unverzichtbar, auch für die Naturwissenschaften. Genau dieser Umstand erlaubt dann auch, beide Weisen von Wissenschaft zueinander ins Verhältnis zu setzen und zu fragen, in welcher besonderen Weise sie der Unterscheidungskunst zugehören.

Zunächst erscheint der Begriff der Unterscheidung als ein rein formaler Begriff, der lediglich die Konstitution eines wissenschaftlichen Forschungsobjektes beschreibt. Orientiert man sich aber an den Anfängen der Herausbildung des Verständnisses von Wissenschaft in der antiken griechischen Kultur, ist schnell zu sehen, dass das Unterscheiden nicht nur der Abgrenzung von Forschungsobjekten gilt. Ihm kommt auch eine material-inhaltliche Bedeutung zu, die alle Bereiche der Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst und der ihn umgebenden und prägenden Welt betrifft. Im Unterscheiden des einen vom anderen wird gewonnen, was in Wirklichkeit ist und Bestand hat. Insofern das wirklich Wichtige und Gültige nur in der Unterscheidung vom scheinbar Wichtigen gewonnen werden kann, das Bleibende in der Unterscheidung von dem, was vergänglich dahingeht, das Richtige in der Unterscheidung von dem, was sich als Irrtum herausstellt, das Wahre in der Unterscheidung von der Lüge und das

Gute in der Unterscheidung vom Bösen, ist die Tätigkeit des Unterscheidens nicht nur formal, sondern auch material eine universale Tätigkeit. Als methodisch gesicherte Reflexion tritt in ihr das die geisteswissenschaftlichen Fachdisziplinen Verbindende hervor, als täglich neue Anstrengung um Rat und Orientierung ist das Unterscheidungsvermögen eine wesentliche Voraussetzung für das erfolgreiche Bestehen des menschlichen Alltags, ganz unabhängig davon, wie er im Einzelnen beschaffen ist.

Unterscheidungskunst in den Geisteswissenschaften

Dass der Begriff der Unterscheidungskunst zugleich das Verbindende der Geisteswissenschaften untereinander wie auch ihre Nähe zum konkreten Lebensalltag anzuzeigen vermag, lässt sich an einigen Beispielen erläutern, die keineswegs vollständig und umfassend sind, aber dennoch exemplarisch die Breite des geisteswissenschaftlichen Interesses andeuten können. „Zappen oder Blättern“, so lässt sich eine intensive Diskussion um die Bedeutung von Bildmedien und Printmedien in der Erziehung von Kindern zusammenfassen. Zappend springen wir beim Fernsehen von Zufall und Intuition geleitet von Augenblick zu Augenblick, ohne dass sich der einzelne Eindruck wiederholen oder verstetigen ließe. Blättern kann man zwar auch immer wieder eine neue Seite aufschlagen, aber auch zu bereits Gelesenem zurückkehren und seinen Erinnerungen an bestimmte Passagen eines Werkes nachgehen. Diese Frage ist zugleich ein wichtiges Thema in den Geisteswissenschaften. Im Herausarbeiten des Unterschiedes zwischen beiden Wahrnehmungsweisen wird deutlich, dass es letztlich um ganz unterschiedlich strukturierte Weisen geht, die Wirklichkeit zu verstehen. „Zappen“ steht für ein präsentisches Wirklichkeitsverständnis ohne wieder-

holende Vergegenwärtigung, „Blättern“ dagegen zeigt ein Wirklichkeitsverständnis an, das maßgebend von Wiederholung, Erinnerung und Gedächtnis bestimmt ist. Geisteswissenschaftliche Forschung gibt damit zu bedenken, dass hinter den Einrichtungen unserer Alltagskultur grundlegende Weisen unseres Sich-aufhaltens in Welt und Geschichte stehen, die durchaus miteinander konkurrieren. Geisteswissenschaften markieren damit nicht nur Entscheidungsmöglichkeiten in Alltagsfragen, sondern sie vertiefen Alternativen dadurch, dass sie langfristige Konsequenzen erkennbar machen.

Geradezu klassisch hat in dem Dialog *Gorgias* Platon die Geisteswissenschaften als Unterscheidungskunst bestimmt, wenn er Sokrates als Weisheitslehrer sagen lässt: Es kommt nicht darauf an, gut zu scheinen, sondern gut zu sein. Diese Maxime kann als Inbegriff sinnerfüllten, verantwortungsbewussten menschlichen Lebens, als Strebensziel oder Wertvorstellung für Menschen überhaupt gelesen werden. Die Antike hat dieses Ziel unter dem Begriff des „guten Lebens“ diskutiert. Platon hat dabei vor allem an die höchsten Ideen des Wahren und Guten selbst gedacht, während Aristoteles den Aspekt der tatsächlichen Realisierbarkeit in einem geordneten Gemeinschaftsgefüge im Blick hatte. Die Maxime hatte immer einen Alltagsbezug. Der Ort der Einführung dieser Maxime – der Dialog *Gorgias* – zeigt bei genauerem Zusehen, dass es sich hier nicht um eine schlichte Forderung handelt, sondern um eine philosophisch fundierte und reflektierte Auseinandersetzung mit der politischen Realität. Gut zu scheinen – in den Meinungsumfragen ist das das Privileg der Mächtigen. Weil sie die Gesetzgebung beeinflussen, können sie mit der Erweckung des Anscheines, das Beste zu wollen, den Staat zu ihrem Vorteil gebrauchen. Mit der Person des Sokrates steht gegen die Willkür die Philosophie als Aufklärung durch Unterscheidung. Nur gut scheinen – das ist in Wahr-

heit die Beugung des Rechtes, der Missbrauch des Staates, Betrug an den Menschen und letztlich auch Betrug an sich selbst, weil die Anlage zu einem verantwortlichen, auf das Ziel des Wahren und Guten bedachten eigenen Leben mit Füßen getreten wird.

Das „Dialogische“ an den platonischen Dialogen besteht darin, diese Sachverhalte durch die Aufstellung immer neuer Zusammenhänge und Gründe zu bekräftigen und zur Einsicht in sie zu bewegen. Durch ihre Konzeption sind sie beste Beispiele für geisteswissenschaftliche Unterscheidungsarbeit. Indem sie den Blick etwa für die Unterscheidung von verantwortlichem Machtgebrauch und Machtmissbrauch lehren, geben sie Alternativen zur Bewertung gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen an die Hand, die weit über tagespolitische Fragen hinausweisen. In der Verbindung mit der gesellschaftlichen Praxis trägt geisteswissenschaftliche Arbeit im besten Sinn zur Entlarvung der Propaganda und des blendenden Glanzes der falschen Macht bei. Die um des Menschen willen geforderte und von den Geisteswissenschaften aufgegriffene Unterscheidungsarbeit in der gesellschaftlichen Praxis hat zwar den Missbrauch nicht von vornherein verhindern, sie hat aber immer wieder in Verbindung mit anderen Kräften zur Entlarvung und Überwindung solchen Missbrauchs beitragen können. Ein großes Beispiel dafür sind etwa die Geschwister Scholl, die als Studenten mit ihrem Leben gegen den bloßen Schein der Ideologie des Nationalsozialismus auf dem Sein des Guten bestanden haben. Die Entdeckung der Funktion demokratischer Strukturen – die Gewaltenteilung, die wechselseitige Kontrolle, die Aufgaben des Journalismus – stellt ohne Frage ein weiteres Beispiel der Unterscheidungskunst dar, die nicht ohne den Beitrag der Geisteswissenschaften von bleibender Bedeutung ist.

Die von Platon geforderte Unterscheidungsarbeit trägt

in diesem Zusammenhang allerdings noch eine weitere Bedeutungsrichtung in sich. Die Unterscheidungsarbeit ist auch eine Forderung an die Geisteswissenschaften selbst, hinsichtlich ihres eigenen Betriebes ein kritisches Bewusstsein zu entfalten. Die Diskussionspartner des Sokrates im Dialog *Gorgias* waren nicht unbedarfte Bürger, sondern bestens ausgebildete und methodisch geschulte Anwälte, die sich als Interessenvertreter der Machtparteien verstanden. Die Einsicht in die Kraft der Unterscheidung suchte Platon nicht zuerst bei den Machthabern selbst zu gewinnen, sondern bei den wissenschaftlich Gebildeten im Blick auf deren Verhältnis zu ihren Auftraggebern. Die Unterscheidungskunst ist eine Aufgabe, die die Geisteswissenschaften zuerst hinsichtlich ihrer eigenen Arbeit zu vollbringen haben. Mit dem Potenzial der kritischen Selbstreflexion sind sie dann aber auch in der Lage, unter wechselnden äußeren und inneren Bedingungen gesellschaftlich wichtige Orientierungsleistungen zu erbringen, indem sie den Weg verantworteten persönlichen und gesellschaftlichen Lebens durch Korrektur und Neuorientierung stetig neu bestimmen.

Der deutsche Philosoph Max Scheler hat unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges die Notwendigkeit der Unterscheidungsarbeit und der unablässigen Korrekturbereitschaft geradezu zum inneren Prinzip persönlicher menschlicher Reife und geschichtlicher Entwicklung von Gesellschaft bestimmt. In einem Aufsatz der Kriegszeit arbeitete er in enger Verbindung mit der christlichen Tradition das Unterscheidungsvermögen und die Korrekturbereitschaft als Fähigkeit des Menschen zur Reue heraus. Indem sich Menschen und gesellschaftliche Gruppen den Konsequenzen ihres auch fehlerhaften Handelns stellen, ermöglichen sie zugleich eine Neubesinnung und eröffnen die Chance eines Neuanfangs. Sicher hat der philosophisch an Scheler geschulte Moraltheologe Karol Wojtila und spä-

tere Papst Johannes Paul II. diese Bestimmung des Menschen in sein Anliegen eines Schuldbekenntnisses der Kirche aufgenommen, um sie handlungsfähig zu machen für das dritte Jahrtausend. Auch dieses bedeutsame Ereignis ist Ausdruck der geisteswissenschaftlich geschulten Unterscheidungskunst.

Philosophie als Unterscheidungskunst

Die Beispiele der Unterscheidungskunst als Ausdruck wissenschaftlich reflektierter und zugleich alltagsbezogener Arbeit der Geisteswissenschaften ließen sich aus den unterschiedlichsten Gegenstandsgebieten vermehren. Wichtiger ist jedoch die Beachtung einer grundlegenden Dimension, die für alle Bereiche wissenschaftlicher Arbeit gilt. Die platonische Maxime, das Gute durch die Unterscheidung vom bloßen Schein des Guten zu finden, trägt in sich nämlich eine weitere Differenzierung. Tatsächlich tritt in dieser Unterscheidung die Sache der Wissenschaft als solcher in den Blick und damit auch die Möglichkeit, das Verhältnis von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften weiter zu bedenken. Das Gute durch Unterscheidung vom bloß scheinbar Guten zu finden, weist auf die Differenz von Sein und Schein überhaupt hin. Im Höhlengleichnis hat Platon eindrucksvoll geschildert, wie der menschliche Geist sich befreien lässt von seiner Verhaftung im Trügerischen und bloß Zufälligen. Diese Befreiung, die am Anfang des menschlichen Bildungsprozesses steht, gilt der Unterbrechung des Gewohnten, des nie in Frage Gestellten und so als selbstverständlich Angenommenen. Indem das selbstverständlich Hingenommene in dieser Unterbrechung der Alltagsmeinung als Vorurteil erscheint, wird das menschliche Suchen erneut und mit Wucht vor die Dinge und Sachverhalte selbst gestellt, wie sie uns tatsächlich begegnen.

Was in der Gewöhnung vertraut und längst bekannt erschien, erweist sich in der grundlegenden Unterscheidung von Schein und Sein als noch immer fremd und längst nicht vollständig und als solches erkannt. Dem damit verbundenen Verlust an unbefragter selbstverständlicher Sicherheit steht die Dynamik einer neu eröffneten Auseinandersetzung mit den Dingen und Sachverhalten gegenüber, die von methodischem Vorgehen und stetiger Prüfung bestimmt ist und als Ziel die Einsicht in wesentliche Zusammenhänge im Blick behält. Die Unterscheidung von Sein und Schein erweist sich als Ursprung des wissenschaftlichen Fragens und Forschens. Im Vollzug dieser Differenz wird Wirklichkeit erarbeitet, wird Wirkliches vom Unwirklichen geschieden, denn die Vernunft sucht nach dem Bleibenden und trennt es vom Zufälligen. So verwirklicht sich in dieser Unterscheidungsarbeit der Mensch als Träger des Geistes, als Vernunftwesen. Der Weg der Selbstverwirklichung als Vernunftwesen ist eben die Ausbildung von Wissenschaft überhaupt.

Die Kriterien, nach denen jede Wissenschaft in ihrer Weise auf das Sein bezogen ist und in der wissenschaftlichen Forschung den Schein vom Sein unterscheidet, entsprechen der Vielfalt des Wirklichen. Daraus folgt, dass sich dem jeweiligen Seinsgebiet entsprechend die Wissenschaften sowohl in Gegenstand wie Methode voneinander unterscheiden. Die Naturwissenschaften haben die verschiedenen Bereiche der Natur und auch den Menschen insofern zum Gegenstand, als er Teil der Natur ist. Die Geisteswissenschaften erforschen den Menschen und die von ihm gestaltete Welt, insofern sich darin die im Denken verstandene Eingebundenheit des Menschen in Natur und Geschichte und seine Freiheit zu verantwortlicher Gestaltung der Welt bekunden. Wegen der sachnotwendigen Differenziertheit der Wissenschaften kann auch die Exaktheit als Ideal mathematisch-naturwissenschaftlich orientierter

Wissenschaften nicht einfach auf andere Wissenschaften übertragen werden. Für die etwa an der Geschichte orientierten Geisteswissenschaften ist das Ideal einer naturwissenschaftlichen Exaktheit sachfremd. Dass ihre Ergebnisse dennoch nicht subjektive Meinung sind, sondern Verbindlichkeit beanspruchen, wird in der Forderung nach Strenge als Maßstab für wissenschaftliche Arbeit ausgesprochen. Insofern kann das Verhältnis zwischen Natur- und Geisteswissenschaften keine Vor- und Nachordnung kennen. Wissenschaften sind auf je eigene Weise Wissenschaft.

Mit der Vergewisserung der sachlichen Entsprechung zwischen den seinsmäßig verschieden strukturierten Wirklichkeitsbereichen auf der einen und Gegenstand und Methode der einzelnen Wissenschaften auf der anderen Seite ist aber das Unterscheidungsbedürfnis menschlichen Denkens noch nicht erschöpft. Wenn die Wissenschaften auch die einzelnen Seinsbezirke erforschen, so bleibt doch offen, wie es sich mit dem Sein im Ganzen, der Wirklichkeit in ihrem Zusammenhang verhält. Während vom Ganzen her noch jeder einzelne Seinsbezirk unterschieden und die Art der ihm entsprechenden Wissenschaft begründet ausgewiesen werden kann, lässt sich gegenüber der Wirklichkeit im Ganzen ein solcher Zugriff nicht vollziehen. Dennoch spielt das Ganze als Frage an das Denken eine eigene Rolle und verlangt nochmals eine Unterscheidung, die noch innerhalb der Unterscheidung von Sein und Schein gelegen ist. Man kann sich nämlich fragen, wie die Unterscheidung von Sein und Schein an sich vollzogen werden soll. Nahe liegend scheint die Annahme, dass dies durch Gegenüberstellung erreicht wird. Die Einsicht in den tatsächlichen Sachverhalt liefert den kritischen Maßstab, mit dem die vorläufige Meinung als Schein entlarvt wird. Kommt in diesem Fragen und Forschen aber der Aspekt des Seins im Ganzen als der alles umfassende Horizont ins Spiel, versagt die Unterscheidung durch Gegenüberstellung zweier Grö-

ßen. Die Wirklichkeit im Ganzen kann nicht in gleicher Weise gewusst werden wie einzelne Gegenstände und die sie begründenden Seinsregionen. Nicht selten werden deshalb Aussagen über die Wirklichkeit im Ganzen als nicht weiter begründbare Spekulation in den Bereich des Unverbindlichen verwiesen. Der Verdacht der Unbegründbarkeit und Unausgewiesenheit solcher Aussagen menschlichen Denkens ist allerdings nicht zwingend. In der Philosophie hat sich für die menschliche Vernunft eine Weise des Denkens ausgebildet, die sich dem Sein als solchem und der Wirklichkeit im Ganzen als äußerster Grenze des Denkens annähert. Das geschieht aber nicht auf die gleiche Weise, wie in den einzelnen Wissenschaften, denn die Grenze des Denkens ist nicht so gegeben wie die Gegenstände innerhalb dieser Grenze. In der Unterscheidung des Seins vom Schein ist in letzter Zuspitzung eine Unterscheidung gefordert, die sich nochmals von allen anderen Unterscheidungen der Wissenschaften abhebt und die eigentliche Aufgabe der Philosophie bildet.

Selbst in den platonischen Dialogen, die ausdrücklich auf die Idee des Wahren und Guten bauen, wird die Unterscheidung des Seins vom Schein auch nicht als Gegenüberstellung zweier bekannter vorliegender Größen vollzogen. Im Dialog geht es vielmehr darum, die Dinge, die nur scheinbar zutreffend sind, durch die Aufdeckung innerer Widersprüche als Schein zu erweisen. Die Idee des Wahren und Guten bestimmt dieses Denken, lässt sich aber nicht wie ein beschreibbar vorliegender Gegenstand fassen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts hat Edmund Husserl mit der phänomenologischen Methode einen ähnlichen Weg beschritten, auf dem die denkende Annäherung an die Grenze des Denkens bestimmt wird als Weg eines unablässigen Einklammerns und Zurückstellens der erreichten Gegenstandsaussagen als doch nur vorläufig gültiger Aussagen und in diesem Sinn als Schein. Dieses Einklammern und Durchstreichen

ist nicht als Skepsis zu betrachten, sondern als Aufforderung, das Denken insgesamt als einen Prozess zu betrachten, der sich unablässig vollziehen muss und nie durch die bloße Behauptung eines endgültigen Ergebnisses gestoppt werden darf. Ein halbes Jahrtausend vor Husserl hat der deutsche Kardinal und Philosoph Nikolaus von Kues dieses Denken als ein unablässig vergleichendes Denken beschrieben, in dem durch Vergleich mit dem schon Bekannten immer neue Gegenstände bestimmt und erkannt werden. Weil alle Dinge und Sachverhalte mit der Wirklichkeit im Ganzen, die in ihrer Ganzheit verborgen bleibt, immer schon im Zusammenhang stehen, weil außerdem diese Zugehörigkeit Teil der Charakteristika auch jedes einzelnen Dinges und Gegenstandes ist, bedeutet dies für ihn, dass zur wissenschaftlich verantworteten Erkenntnis jedes Erkenntnisgegenstandes das Anerkennen einer letzten Unerkennbarkeit gehört. Er nannte dies in seinem Werk *Docta ignorantia* die gelehrte, also wissenschaftliche Unwissenheit. Insofern die Philosophie die Wirklichkeit im Ganzen als äußerste Grenze denkt, innerhalb derer alles wissenschaftlich unterscheidende Erkennen geschieht, bedenkt sie für alle Geistes- und Naturwissenschaften den Grund ihres Tätigseins. Rechnet man die Philosophie zu den Geisteswissenschaften, dann erweisen sie sich in dieser Hinsicht nicht als Appendix der Naturwissenschaften, sondern gehen ihnen voran. Insofern diese Grenze aber nicht vergegenständlicht und begrifflich endgültig bestimmt werden kann, ist damit keine Vorrangstellung der Philosophie eröffnet, die andere Wissenschaften entbehrllich machen könnte. Im Gegenteil, jede neue einzelwissenschaftliche Erkenntnis zwingt auch dazu, die Wirklichkeit im Ganzen neu zu bedenken. In diesem Sinn folgt in der Tat die Philosophie den anderen Wissenschaften, indem sie ihren formalen und inhaltlichen Grund bedenkt.

Theologische Unterscheidungslehre

Die Theologie als wissenschaftliche Reflexion des geoffenbarten Glaubens sieht sich durch die Offenbarung Gottes auf die Grenze gestellt, die das Sein als Ganzes für das Denken bildet. Das hat Konsequenzen für ihre Bestimmung als Unterscheidungslehre. Zum einen weiß sie sich auf diese Grenze nur darum gestellt, weil sie, wie alle Wissenschaften, durch das menschliche Denken auf diese Grenze hin orientiert ist. Zum anderen weiß sie sich auf diese Grenze aber auch gestellt, weil sie dem Selbstverständnis des Glaubens Rechnung trägt, dass alles Wirkliche im tragenden und bergenden Geheimnis Gottes gründet. Daraus folgt für die Theologie eine doppelte Unterscheidung. Weil sie sich der gleichen Vernunft verpflichtet weiß wie alles menschliche Denken, hat sie dafür zu sorgen, dass der Glaube bleibt, was er ist, nämlich Verheißung der Vollendung von Mensch und Welt durch Gott. In dieser Sorge sieht sie sich mit der dem Glauben nicht unbekannten Versuchung konfrontiert, den Verheißungscharakter zu überspringen, die Vollendung nicht als Tat Gottes zu erwarten, sondern sie in einem falschen Herrschaftswillen menschlichen Bedingungen zu unterwerfen. Mit dieser bereits auf den ersten Seiten der Bibel angezeigten Missachtung der Stellung des Menschen vor Gott und innerhalb der äußersten Grenze der Wirklichkeit – *eritis sicut dii* (Gen. 3,5) – beginnt das Unwesen der Religion. Die erste Aufgabe der theologischen Unterscheidungsarbeit gilt daher der Menschlichkeit des Menschen. In ihr ist die Theologie sowohl Anwalt des Gott gemäßen Glaubens wie der dem Menschen gemäßen Vernunft. In dieser Aufgabe lässt die Theologie den Unterschied erkennen zwischen wahren Glauben und Glaubensanmaßung, und sie nimmt teil an der Selbstunterscheidung menschlicher Vernunft zwischen einem seiner Grenzen bewussten Vernunftgebrauch und einer pathologischen Vernunft.

Von biblischen Zeiten bis zur Gegenwart ist diese Unterscheidungsarbeit der Theologie bezeugt. In seiner Kreuzestheologie zeigt Paulus die im Heilswerk Christi begründete fundamentale Unterscheidung auf, die die menschliche Vernunft selbst betrifft. Das, was in den Augen der Welt töricht ist, ist angesichts der Erlösung wahre Vernunft, was dagegen in den Augen der Welt klug ist, erweist sich als Schall und Rauch (1. Kor. 1,18–25). Damit ist von der Theologie her die Forderung der Unterscheidung des Denkens selbst angestoßen, die zunächst als Erfordernis des Glaubens erscheint, dann aber auch als Aufgabe einer vernünftigen Selbstbestimmung der Vernunft. Vor allem die protestantische dialektische Theologie um Karl Barth beharrte auf der Gott gegenüber untergeordneten Stellung menschlicher Vernunft und problematisierte ihre Unrast, die Dinge bis zum Ende begreifen zu wollen. Andere Theologen wie der katholische Theologe Bernhard Welte teilten durchaus die Sorge Karl Barths, meinten aber, dass man in dieser Hinsicht auch bei der menschlichen Vernunft unterscheiden müsse. Wenn menschliche Vernunft ihre eigene Erkenntnis- und Weltgestaltungstätigkeit nicht als Selbstkonstitution versteht, sondern vornehmlich als Empfangen und Vernehmen der Wirklichkeit, wie sie sich von sich selbst her zeigt, dann trägt sie dazu bei, dass menschliches Handeln und Gottesglaube einander entsprechen können. Die Unterscheidung zwischen Wesen und Unwesen religiöser Erscheinungen, zwischen Gottvertrauen und Verantwortungslosigkeit, zwischen Brauch und Missbrauch der Religion ist Ausdruck der Unterscheidungsarbeit vernünftiger Theologie, die Religion und Glaube um ihrer eigenen Sache willen begrüßen müssen. Insofern können sich Theologie und Glaube niemals losgelöst von der kritischen Kraft der Vernunft verstehen. Das universitäre Miteinander mit den anderen Geisteswissenschaften ist in dieser Perspektive eine

für Theologie und Glaube unverzichtbare Verbindung, die zum verantwortlichen Vollzug von Religion beiträgt.

So wie die menschliche Vernunft durch Unterscheidung zur Sicherung des Glaubens beiträgt, unterstützt die theologische Unterscheidungsarbeit aber auch die kritische Selbstbestimmung der Vernunft. So wird etwa ausgelöst durch die beiden Weltkriege ein unkritisches lineares Fortschrittsdenken in Wissenschaft und Technik in Frage gestellt. Nicht nur um der Religion, sondern auch um des Menschen willen bedarf die Vernunft eines kritischen Verhältnisses zu sich selbst. Max Scheler hat in den 1920er Jahren in der Vernunft selbst zwischen drei unverzichtbaren Wissensarten unterschieden: Herrschaftswissen, Wesenswissen und Erlösungswissen. Die von Max Scheler aufgestellte Unterscheidung dreier Wissensarten des Menschen wirkt später bei Jürgen Habermas fort in der Unterscheidung dreier Interessen, dem technischen, dem praktischen und dem emanzipatorischen Interesse. Angesichts einer Entwicklung zunehmender Gewaltbereitschaft in den Konflikten der letzten Jahre, einer mißbräuchlichen Benutzung der Religion zu verwerflichen Zwecken, aber auch angesichts sehr schwieriger ethischer Fragen in den Interessenkonflikten moderner Gesellschaften wird in den intellektuellen Kreisen der westlichen Welt über die kritisch begründende Bedeutung eines letzten religiösen Verweisungs- und Verantwortungszusammenhanges nachgedacht. Wie das Gespräch zwischen dem damaligen Kardinal Ratzinger und heutigen Papst Benedikt XVI. und Jürgen Habermas verdeutlicht hat, geht es dabei nicht darum, dass die Religion Vernunft ersetzen soll, sondern darum, dass in der ehrlichen Auseinandersetzung zwischen Vernunft und Glaube auch die Vernunft Impulse für ihre Unterscheidungsarbeit empfängt.

Die zweite Aufgabe theologischer Unterscheidungsarbeit gründet gleichfalls in der Verheißung des Glaubens, dass

einst Gott alles in allem sein wird (1. Kor. 15, 28) und darin Mensch wie Welt Gericht und Vollendung finden. Von der im Glauben empfangenen Verheißung Gottes her erscheint die äußerste Grenze der Wirklichkeit nicht mehr nur als Grenze aller Vernunfttätigkeit des Menschen, sondern – ontologisch gefüllt – als tragender und bergender Grund der Wirklichkeit im Ganzen wie als ihre letzte Erfüllung. In dieser Perspektive denkt die Theologie nicht mehr nur vom Menschen her auf die äußerste Grenze hin, sondern sie wird in ihrer Arbeit zum Zeugen dieser Verheißung für Mensch und Welt. In dieser Aufgabe trägt sie gewissermaßen von der äußersten Grenze her das Ziel der Verheißung heran an die Gegenwart und Geschichte von Mensch und Welt als deren grundlegendste und zugleich alles erfüllende Bestimmung. Theologisch fundiert lässt so der Glaube den Unterschied sehen zwischen jener Perspektive, die sich allein von den Möglichkeiten des Menschen in seiner Begrenzung her ergibt, und jener Perspektive des Heiles, die in der Zuwendung Gottes begründet ist. Die Theologie hat zu zeigen, dass in der Unterscheidung von Schein und Sein nicht nur eine Unterscheidung auf der Erkenntnisebene notwendig ist, sondern auf der Seinsebene die Unterscheidung des Ewigen und Unvergänglichen vom Vergänglichen und Nichtigen. Erst diese Unterscheidung, die mit dem Menschen als Geschöpf seine Vergänglichkeit bejaht und mit der Erwählung seiner menschlichen Geistnatur durch Gott zugleich die Zugehörigkeit zum Ewigen bedenkt, bestimmt den Menschen in umfassender Weise. Auf unnachahmliche Weise hat Augustinus in seinen Schriften diese Unterscheidung durchgeführt und die Aufgabe des Theologen darin gesehen, durch Unterscheiden unablässig zu zeigen, dass in jedem geschichtlichen Ereignis Gott als Urgrund und Vollender aller Wirklichkeit, als ewige Wahrheit, den Menschen anspricht und durch Umkehr zur Hinwendung zum Ewigen ruft. Diese Unterscheidung betrifft mehr als nur ko-

gnitive Fragen des Wirklichkeitsverständnisses. Deshalb erweist sich vor allem in ihr noch einmal der unmittelbare Bezug jeder Unterscheidungsarbeit zu den Menschen in ihrer jeweils konkreten geschichtlichen Situation. Von der Theologie her zeigt sich die Unterscheidungskunst der Geisteswissenschaften in einer universalen Perspektive, die Wissenschaft und gelebtes Leben gleichermaßen einbezieht. Durch Unterscheiden wird der klare Blick für die Erfordernisse des Fortgangs der Menschengeschichte gewonnen. Durch Unterscheiden wird Geschichte durch alle Irrungen und Wirrungen hindurch im Licht der Offenbarung als Heilsgeschichte verstanden.

Nikolaus von Kues, der Philosoph mit dem Kardinalshut, spricht in dem Werk *Docta ignorantia* einen letzten Aspekt der Unterscheidungskunst an. Im Denken der äußersten Grenze der Wirklichkeit als Grenze unserer Vernunft, als geglaubter Grund und verheißene Erfüllung begegnet die äußerste Zuspitzung der Unterscheidungskunst. Stellt sich das Denken im Unterscheiden des Scheins vom Sein der Grenze in dieser umfassenden Bedeutung, dann begegnet ihm – so der Cusaner – die Koinzidenz der Gegensätze, die Nichtunterschiedenheit. In jeder Unterscheidungsarbeit des Denkens leuchtet diese in ihrer Nichtunterschiedenheit noch tiefer auf. Die Nichtunterschiedenheit ist der anwesende und begegnende Grund aller Wirklichkeit, ohne den nichts wäre. So wie ihn die philosophische Tradition als Gott bezeichnet, nennt ihn auch die Theologie Gott. Für Nikolaus von Kues ist seine Nichtunterschiedenheit die philosophische Bestimmung für die theologische Aussage Gottes als des Schöpfers und Vollenders von Welt und Mensch. Wenn aber in unendlicher Unterschiedenheit Mensch und Welt in Gottes Geheimnis der Nichtunterschiedenheit gründen, dann wird in dieser äußersten Unterscheidung das Vergängliche nicht verworfen, sondern seine bleibende Würde bestimmt.